

IV Arbeitsforum C: Gewalt im Kontext der Kulturen

IV.1 Prolog

Gewalt – Religionen – Mittelalter: Ganz ohne eigenes Zutun wurde dem Thema, das sich das Arbeitsforum C auf seinem ersten Treffen in Villigst im Dezember 2005 als sein Feld interdisziplinären Arbeitens gewählt hatte, wenige Monate später eine so unerwartete wie folgerichtige Aktualität zuteil. Hatten doch die mediävistischen Wissenschaften im Zeichen der sogenannten kulturalistischen Wende das Thema ‚Gewalt‘, das auf die großen Autoren des bürgerlichen Zeitalters wie Michelet und Huizinga eine so ambivalente Faszination ausgeübt hatte und das später bei der Suche nach Serie und Struktur ein wenig aus dem Blick geraten war, bereits seit einiger Zeit wiederentdeckt und mehrere vorerst kompilatorisch und verhalten programmatisch angelegte Publikationen vorgestellt. Und war doch zum anderen, kurz nach dem um 1990 voreilig proklamierten ‚Ende der Geschichte‘, die für historische Verlaufsdeutungen empfängliche Öffentlichkeit auf Dinge aufmerksam geworden, die während der Moderne als vor-modern galten – allen voran das Phänomen der Religion. Einige der wirkmächtigsten ‚großen Erzählungen‘, die in jenem Moment der Desorientierung neu entstanden, etwa der als Schlagwort schnell berüchtigt gewordene ‚Kampf der Kulturen‘¹, waren zweifellos einer auf Reiche des Bösen angewiesenen Mentalität zuzuschreiben, die in aller Eile neue plausible *civitates Diaboli* einschließlich irdischer Lokalisierung, höllischer Heerscharen und apokalyptischer Sendboten erzeugen musste. Der ironische Widerwille einer aufgeklärten Bürgergesellschaft gegenüber derlei Prozessen hat die Wahrnehmung des Umstandes, dass nicht alles an ihnen irrig war, möglicherweise verzögert; mittlerweile hat sich aber gerade bei ihr die Überzeugung durchgesetzt, dass kulturelle – und das heißt auch: religiös vermittelte – Pluralität auf absehbare Zeit ein prägendes Phänomen unserer künftigen Geschichte bleiben wird. Parallel dazu erlebte Europa eine als ‚Wiederkehr‘ begriffene neue Verbreitung der Gewalt an Orten, aus denen sie die einige Jahrzehnte lang triumphierende Zivilität endgültig verdrängt zu haben schien:

1 So der deutsche Titel von *Huntington*, Clash (2002).

punktuell eruptiv, dann latent und inzwischen teilweise chronisch im Inneren, auf Straßen und Plätzen in (vorläufig) begrenzten Zonen; landesdeckend als zunächst unfassbare Katastrophe auf dem Balkan; nach der Jahrtausendwende dann noch katastrophaler im Nahen Osten. Was lag näher, als beiden gleichzeitigen Wahrnehmungen – der Wiederkehr der Gewalt und jener der Religionen – eine über die Evidenz weit hinausgehende Korrelation zuzuschreiben und religiösen Obskurantismus für politischen verantwortlich machen zu wollen? Gerade die Mediävistik erlebt einmal mehr, wie sich die Publizistik ihrer Epoche zum Zwecke der Konstruktion ‚finsterer‘ Gegensatzpaare bedient. Darauf muss sie immer wieder differenzierend und auch korrektiv reagieren, das „leuchtende Mittelalter“² reklamieren und darauf bestehen, dass „in vielerlei Hinsicht erst die Neuzeit finster [wurde]“³. Auf der anderen Seite hat sie sich mit der Evidenz der Gewalt in ihren Quellen auseinanderzusetzen, hat das Epochenspezifische vom Allgemeinen oder gar Konstanten⁴ zu trennen und innerhalb des Spezifischen die Situativität, den Kontext, aber auch Fragen der Wahrnehmung und Deutung, kurz die „Regeln der Gewaltanwendung“⁵ zu erörtern.

Kurz bevor sich unser Arbeitsforum mit seinem Beitrag zur Gewalt im Kontext der Kulturen auf der Plenartagung des DFG-Schwerpunktprogramms 1173 in Lorsch (26.-28. September 2006) erstmals intern vorstellte, gewann die Konjunktion von Mittelalter, Gewalt und Religion dann die eingangs erwähnte unerwartete Aktualisierung. In einer Rede an der Universität Regensburg am 12. September 2006 berief sich Papst Benedikt XVI., der deutsche Professor auf dem Stuhl Petri, im Verlauf seiner Darlegungen zum „griechischen Erbe“ im Christentum auf einen bis dahin eher unbekanntes spätmittelalterlichen Text, ein von Kaiser Manuel II. Palaiologos um 1400 verfasstes Religionsgespräch, in dem als muslimischer Debattengegner ein gebildeter Perser auftritt.⁶ Gegen die islamische Lehre von der absoluten Transzendenz Gottes setzt der Basileus darin die offenkundig von der griechischen philosophischen Tradition gepräg-

2 So der Titel eines von Jacques Dalarun herausgegebenen Bandes über die Farbigkeit mittelalterlicher Kirchenkunst, Buchmalerei und szenischer Aufführungen (vgl. *Dalarun, Mittelalter* [2005]). Schon vor einem halben Jahrhundert hat die junge Régine Pernoud ihren in ausdrücklich aufklärerischer Absicht geschriebenen Großessay mit dem Titel ‚Lumière du moyen âge‘ überschrieben (vgl. *Pernoud, Lumière* [1944]).

3 *Mensching, Gewalt* (2003), 9–12, hier 10.

4 Vgl. prononciert gegen die Sicht von Gewalt als anthropologischer Konstante zuletzt *Braun/Herberichs, Gewalt* (2005), hier 9, mit weiterführenden Belegen. – Zum Mittelalter als einer Zeit der Gewalt siehe unten die einleitenden Bemerkungen von Thomas Foerster zum Kapitel IV.8 ‚Gewalthöhepunkte‘.

5 Vgl. *Althoff, Regeln* (1998).

6 Da es hier um die öffentliche Debatte geht, wird die Rede des Papstes nach der damals umgehend veröffentlichten Fassung in der FAZ, 13.9.2006, 8, zitiert. Für eine kirchliche Buchausgabe vgl. *Benedikt XVI., Glaube* (2006). Der Text von Manuels Traktat ist ediert von Théodore Khoury (Manuel II. Palaiologos, *Entretiens avec un musulman*. Ed. *Khoury*).

te christliche Lehre: „Nicht vernunftgemäß (*syn logōi*) zu handeln ist dem Wesen Gottes zuwider.“ Diese Lehre macht Benedikt XVI. sich zu eigen, um auf ihrer Grundlage vor der „Enthellenisierung“ der christlichen Theologie zu warnen und gegenüber der „selbstverfügte[n] Beschränkung der Vernunft“ im modernen Säkularismus die größere Fülle des in ihr aufgehobenen Vernunftbegriffs zu behaupten. Dies geschieht unter anderem anhand der dem Dialog des Basileus entlehnten „zentralen Frage nach dem Verhältnis von Religion und Gewalt überhaupt“, wobei Manuel II. die koranische Version der *dilatatio* des Glaubens durch bewaffnete Macht als Gegenbild zur christlichen Vernunftreligion konstruiert.

Das Oberhaupt der römischen Kirche, das einen (romfreundlichen) byzantinischen Kaiser zitiert, um das Verhältnis zum Islam zu diskutieren – der Gegenstand des Schwerpunktprogramms und namentlich unseres Arbeitsforums musste sich durch Benedikts Rede und die darauf folgende, fast durchweg von der voraussagbaren Routine publizistischer Bezichtigungsabläufe gekennzeichnete öffentliche Debatte⁷ angesprochen sehen. Mehr als zuvor wurde deutlich, dass den summarischen Urteilen über ‚die Gewalt‘ in ‚dem christlichen Mittelalter‘ oder ‚der islamischen Kultur‘ nur durch eine weitgehende Kontextualisierung begegnet werden kann – nicht um ein Kaleidoskop der Vielfalt zu erzeugen, das den Forscher der Verpflichtung enthebt, generalisierbare Schlüsse zu ziehen, sondern gerade, um jene grundlegenden Züge, von denen Benedikt XVI. sprach, von den nur scheinbar verallgemeinerbaren Partikularbefunden unterscheiden zu können.

Da es sich bei diesem Band nicht zuletzt um eine Art Laboratorium für neue Formen geisteswissenschaftlichen Arbeitens handelt, ist es sicher am Platz, die Entstehung nachfolgender Seiten in ihrem Verlauf und auch mit ihren Schwierigkeiten nachzuzeichnen. Die Wahl des Themas – die Entscheidung, wie die Vorgabe, mit einer kollaborativen Publikation zur Diskussion um die Integration und Desintegration der Kulturen beizutragen, umzusetzen sei – war ja bereits stark von der Frage geprägt, in welcher Hinsicht denn ein Arbeitsforum aus elf Mediävist/innen verschiedener Fächer (Germanistik, Geschichte, Islamwissenschaft, Philosophie, Religionswissenschaft des orthodoxen Christentums), unter denen fünf Promovend/innen sind, der wissenschaftlichen Öffentlichkeit neben den jeweils zu bearbeitenden individuellen Forschungsprojekten überhaupt etwas Sinnvolles vorlegen könne. Schon früh in der Diskussion hatte sich Konsens darüber gebildet, dass wir Eines nicht wollten: einen an einem theoretisch formulierten Leitkonzept aus abstrakten Substantiven orientierten Sammelband. Wir wollten die Chance nutzen, die im Zu-

7 Es kann hier nicht um eine Analyse oder Kritik der Debatte gehen, die nicht nur prominente Einlassungen zeitigte, die von erstaunlichem Mangel an Kenntnis nicht nur des Islam, sondern auch des christlichen Mittelalters geprägt waren (vgl. Flaig, Islam [2006], 35; dagegen die abgewogene Replik von Höfert, Tage [2006]), sondern in deren Verlauf die vom Papst in erster Linie an den Westen adressierte Kritik gar zu einem „Dokument westlicher Freiheitsrechte“ (Kaube, So nicht [2006]) umgedeutet wurde – als wollten die Debattanten Benedikts Urteil bestätigen, der Westen sei von einer „Abneigung gegen die grundlegenden Fragen seiner Vernunft erfüllt“.

sammentreffen von so verschiedenartiger thematischer wie methodischer Kenntnis liegt, um nicht hintereinander weg, sondern miteinander ein schriftliches Ergebnis vorzulegen. Der Anreiz zur Innovation, den das Schwerpunktprogramm bedeutet, ermutigte uns, die kollaborative Textproduktion zu erproben und damit eine alternative Schreibweise für die Humanwissenschaften auf ihre Tauglichkeit zu testen. Einig sind wir uns darüber, dass die originäre wissenschaftliche Forschung individualisiert bleiben muss. Doch das publizistische Surplus, das sich aus der Zusammenarbeit im Schwerpunktprogramm ergibt, darf unserer Ansicht nach nicht den üblichen Tagungsbandcharakter haben. Also mussten wir unseren Gegenstand so wählen, dass er sich der kollektiven, wachsenden, selbstergänzenden Schreibpraxis anböte. Der Gegenstand sollte ein Phänomen sein, kein Interpretament – und zudem eines, zu welchem wir alle etwas beizusteuern hätten, was aufgrund der Fächer- und Methodenmischung schwieriger war, als wir geglaubt hatten. Mehrere Phänomene wurden diskutiert, denen allen gemein war, dass es sich um zentrale Probleme der Mediävistik handelte – was angesichts des Umstandes, dass sie sich ja in allen von uns bearbeiteten Regionen des Euromediterraneums auffinden lassen und für fünf Disziplinen relevant sein mussten, vielleicht unvermeidbar war. Andererseits: Je zentraler der Begriff, desto interessanter. Wir konnten ohnehin nicht hoffen, unberührtes Territorium zu finden; also machten wir aus der Not die sprichwörtliche Tugend und beschlossen, eben jenen Begriff zum Dreh- und Angelpunkt unserer Bemühungen zu machen, der – wie einleitend gesagt – die Imagination der Gegenwart vom Mittelalter mehr als jeder andere regiert: Gewalt.

Sie ist das derzeit vielleicht meistdiskutierte Thema der Wissenschaften vom Mittelalter, da wir Mediävist/innen uns, wie gesagt, in der Erklärungspflicht gegenüber einer Öffentlichkeit befinden, die von SPIEGEL-Titelbildern und Kommunikués islamischer Verbände gleichermaßen über das unterrichtet wird, was im Fach mit einem bekannten Schlagwort die ‚Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt‘⁸ heißt. Das Wort und das dahinter stehende Interpretament sind sehr einflussreich gewesen: Nicht nur prägen sie – in anderen Ländern weit mehr noch als hierzulande – die mediävistische Grundausbildung an den Universitäten. Sie stellen auch, gerade aufgrund ihrer Kompatibilität mit einigen der großen Ideologeme des ‚postkolonialistischen‘ Zeitalters, eine Herausforderung dar, der gegenüber wir Mediävist/innen uns in der Erklärungspflicht befinden. Dieser Pflicht wird bereits seit geraumer Zeit Genüge getan. Den für die gegenwärtige Debatte wohl wichtigsten Ansatzpunkt stellen sicher jene Forschungen dar – sie reichen in den Umkreis der sogenannten *Annales*-Schule und in die 60er und 70er Jahre zurück –, die auf mentalitätshistorischem Weg versuchen, der Spezifik mittelalterlicher Gewaltausübung und Gewalterleidens im Kontext der jeweiligen Lebens- und Vorstellungswelten gerecht zu werden.⁹ Zu den neuen Fragen, die sich aus dieser Forschungsrichtung ergaben, gehört die

8 So der unglückliche deutsche Titel von Bartlett, *Making* (1993).

9 Vgl. *Duby*, *Guerriers* (1973); *Ders.*, *Réflexions* (1990); *Fossier*, *Enfance* (1982).

sich am Problem der „mutation de l’an Mil“, dem Umbruch um das Jahr 1000 (einem vorwiegend für das westfränkische Reich relevanten Thema) entzündende Debatte, ob eine Zunahme von als maßlos empfundener Gewalt selber oder vielmehr der Wandel in den Haltungen gegenüber der Gewalt einen gesellschaftlichen Umbruch darstellen, ob also die einer älteren, staatlichkeitsverhafteten Forschung als ‚feudale Anarchie‘ geltenden Jahrhunderte um 1000 nicht vielmehr als originäre Ordnungssysteme aufgefasst werden müssten¹⁰ – ob also eruptive Gewalt immer disruptiv sei und ob endemische Gewalt systemisch sein könne. Auf anderer Quellenbasis, aber bewegt von ähnlichen Fragestellungen, sind die Auffassungen von Gewalt, der Umgang mit ihr und ihr politisch-sozialer Gebrauch erörtert worden: in den Chroniken, die sich als Zeugen ungeschriebener ‚Spielregeln‘ lesen lassen; in den epischen Werken der Literatur, deren Beitrag zur Konstitution von Realität lange unterschätzt wurde; und dies nicht nur für den postkarolingischen Raum, von dem die Debatte ihren Ausgang genommen hatte, sondern auch für andere Teile Europas mit ihren spezifischen Quellensituationen.

In einem solchen Feld die Gewalt im Kontext der Kulturen behandeln zu wollen, ist vermessen. Um gar nicht weiter den Weg der Forschung in den 90er Jahren nachzuzeichnen,¹¹ seien nur einige ambitionierte deutschsprachige Neuerscheinungen zur mittelalterlichen oder vormodernen Gewalt der letzten Jahre genannt, mit denen wir nicht konkurrieren können oder wollen. Aus einer Sektion auf dem Historikertag in Halle 2002 ist ein als Beiheft zur Zeitschrift für historische Forschung erschienener Sammelband zum Thema ‚Königliche Gewalt – Gewalt gegen Könige‘ erschienen, dessen genauer formuliertes Thema zwar der spätmittelalterliche Fürstenmord war, der aber durchaus weitergehende Perspektiven aufzeigte und auch zur Frage nach der Kultur des Mittelalters als einer „Kultur der Gewalt“ sehr bedenkenswerte Thesen formulierte.¹² Aus einer fast zeitgleichen Bielefelder Tagung über den Zusammenhang von

10 Die Debatte entzündete sich an dem Einspruch von Dominique Barthélemy gegen die These von *Poly/Bournazel*, *Mutation* (1981), die er in einem Artikel in den ‚Annales‘ (47, 1992) vorstellte und später ausbaute (vgl. *Barthélemy*, *Note critique* [1992]; *Ders.*, *Mutation* [1997]). Über mehrere Hefte von ‚Past and Present‘ (142, 1994; 152, 1996; 155, 1997) setzte sich die Debatte mit Beiträgen von Dominique Barthélemy, Stephen D. White, Thomas N. Bisson, Timothy Reuter und anderen fort.

11 Dies geschieht auf erheblich breiterem Raum in der Einleitung der Herausgeber, in: *Braun/Herberichs*, *Gewalt* (2005), insb. 15–19.

12 Vgl. *Melville*, *Exkurs* (2004), 26 (unter Bezug auf die „fundierende[.] Protologie des Alten Testaments“, 23): „Gewalt war im Mittelalter wohl nicht weniger und nicht mehr verübt worden als in den meisten anderen Zeiten, aber sie hatte in einer entscheidenden Hinsicht ein besonderes Gewicht: Als eben jenes ‚imaginaire‘ war sie überall unabweislich präsent – präsent als fundierende Kraft, die den Menschen in die Welt geworfen hatte, präsent als überkommenes Laster dieses Menschen, präsent als Ausfluß der Macht Gottes, präsent aber auch in der Passion des Erlösers, präsent als Prinzip ebenso der schützenden Bewahrung wie der Zerstörung von Ordnung. Insoweit und nur insoweit war die Kultur des Mittelalters eine Kultur der Gewalt.“

Recht und Gewalt ist ein Sammelband hervorgegangen, der in sehr breiter Streuung der Beiträge die Ausprägung, Wahrnehmung und Regulierung von Gewalt in der Vormoderne darstellen will.¹³ Aus philosophiegeschichtlicher Perspektive liegt ein von Günther Mensching herausgegebener Band über Gewalt und ihre Legitimation im Mittelalter vor.¹⁴ In der disziplinären und transkulturellen Streuung unserem eigenen Vorhaben vielleicht am engsten verwandt ist der nur wenige Monate vor unserer Starttagung erschienene Sammelband ‚Gewalt im Mittelalter. Realitäten – Imaginationen‘. Mit seinen Herausgebern Manuel Braun und Cornelia Herberichs teilen wir die begriffliche Beschränkung, „nur solche Vorgänge als Gewalt anzusprechen, die Menschen betreffen und eine körperliche Dimension besitzen“¹⁵; die vielfältigen Anregungen, die wir diesem Band verdanken, werden nicht dadurch geschmälert – im Gegenteil! –, dass wir in einigen zentralen Punkten konträre Positionen vertreten.¹⁶

Es versteht sich, dass wir aus mehreren Gründen weder anstreben können noch wollen, dieser Serie ein weiteres gleichrangiges Werk hinzuzufügen. Schon die Entstehungsumstände unserer Publikation sind ganz andere als im Falle der genannten Aufsatzsammlungen, da sie sich aus dem Fortgang unserer eigentlichen Forschungsarbeiten im Schwerpunktprogramm ableiten können lassen muss – und diese sind fachlich, thematisch und methodisch sehr divergent. Also beschlossen wir, genau diesen Umstand zum Prinzip unserer kooperativen Arbeit zu machen. Welche Stärke, so überlegten wir, haben wir, die es überhaupt rechtfertigt, eine weitere Publikation zum Thema ‚Gewalt im Mittelalter‘ anzuvisieren? Was können wir leisten, was nicht andere besser machen können, weil sie als Wissenschaftler/innen erfahrener sind oder mehr Aufmerksamkeit auf den Gegenstand richten können? Gewiss nicht die theoretisch-methodische Durchdringung; wohl auch nicht die Detailkenntnis von einzelnen Fällen oder Quellen – es muss betont werden, dass ‚Gewalt‘ für keinen von uns das eigentliche Forschungsfeld

13 *Bulst/Schuster*, Gewalt (2006).

14 *Mensching*, Gewalt (2003).

15 *Braun/Herberichs*, Gewalt (2005), 15.

16 So nehmen Braun und Herberichs an, dass sich „Gewalt gegen Fremde“ vor allem gegen Gruppen richtete, die „eindeutig von der eigenen zu unterscheiden [waren]“, nennen „in erster Linie die Religion (ansatzweise auch die andere Rasse und Kultur)“ als Unterscheidungskriterien und führen die Juden in den „europäischen Gesellschaften des Mittelalters“ als Beispiel an (*Braun/Herberichs*, Gewalt [2005], 29). Demgegenüber gehen wir davon aus, dass ausgeübte oder erlittene Gewalt in mindestens ebenso großem Maße interessierten Akteuren, wo nicht ganzen „Gesellschaften“, dazu diente, solche Unterschiede – die womöglich, was gerade das Beispiel der Juden zeigt, andernfalls allzu undeutlich hätten werden können – erst zu konstruieren oder wenigstens einzuschärfen. Wie angedeutet, können wir uns ebensowenig der These anschließen: „Das mittelalterliche Europa entstand durch gewaltsame Expansion“ (*Braun/Herberichs*, Gewalt [2005], 33; zustimmend zu Bartlett), da es sich bei der angesprochenen Expansion um einen innereuropäischen Vorgang handelte und sie als solcher gewiss ein bedeutendes Phänomen ist, keineswegs aber die „Entstehung“ Europas markieren kann.

ist und es sich als unser Kollektivgegenstand in der hier skizzierten Weise, nicht also aus unseren eigentlichen Forschungsthemen heraus ergeben hat.

In einem Punkt aber, so meinen wir, können wir zur Debatte einen originären Beitrag leisten: in der Darstellung der Vielfalt im plurikulturellen Euromediterraneum. Wir arbeiten, einzeln oder in Zweiergruppen, an Projekten, deren Quellenbestand zeitlich zwischen der Spätantike und dem 15. Jahrhundert und räumlich zwischen Marokko, Island und Anatolien gestreut ist – von der Vielfalt der Quellenarten gar nicht zu reden: Briefe, theologische Traktate, Konzilsakten, Sagas, Rechte, Zeugenlisten, Reisebeschreibungen, Heiligenviten christlicher und islamischer Provenienz, Rechnungsbücher und Wundererzählungen. Zielten wir auf einen herkömmlichen Sammelband ab, gereichte uns das zum Nachteil: Es würde sich herausstellen, dass die spätrömische Märtyrerlegende, die Saga mit der Schilderung einer Wikingfahrt und die Rechtsverordnung eines Kreuzfahrerreiches in der Tat Passagen zum Thema Gewalt enthalten. Ergebnis wäre ein Florilegium von ‚Stellen‘ mit einem gemeinsamen Nenner denkbar geringer analytischer Belastbarkeit oder, alternativ, eine Zusammenstellung von Belegen nach vorgefertigtem Schema, die eine Vergleichbarkeit suggerieren, die doch viel mehr die Ordnung in den Vorstellungen des auswählenden Betrachters als diejenige der Dinge widerspiegelte.

Eine solche Sammlung bieten wir nicht. Wohl ist die Darbietung der Vielfalt mittelalterlicher Gewalt – oder besser: mittelalterlicher Rede über Gewalt – in klassischer Siebenzahl nach einigen ihrer Aspekte geordnet. Doch weder diese Aspekte noch gar die unter ihnen dargebotenen Fälle erheben den Anspruch der Vollständigkeit, nicht einmal den der Repräsentativität. Ein einziges Kriterium bestimmt ihre Auswahl: Es handelt sich um Gewalt, die in der Begegnung von Kulturen entsteht und Prozesse kultureller Integration oder Desintegration motiviert – gewöhnlich ist, abhängig von den jeweiligen Akteuren, beides zu beobachten. Es sind dies Fälle interkultureller Gewalt oder solche, die die Differenzierbarkeit zwischen Kulturen erst herstellen. (Daraus ergibt sich, dass die meisten *loci classici* der mediävistischen Forschung zur Gewalt hier fehlen. Namentlich das ‚fränkische Europa‘ ist weitgehend abwesend; Fälle aus den Reichen der Ottonen, Staufer oder Kapetinger genügen diesem Kriterium nur ausnahmsweise.) Aber auch unter diesem Vorbehalt ist Vollständigkeit oder auch nur Repräsentativität nicht zu erwarten: Weder waren wir bestrebt, unter einem bestimmten Aspekt möglichst alle euromediterranen Großregionen abzudecken (dies schließt schon die fachliche Zusammensetzung unseres Forums aus; so sind etwa Osteuropa, Italien oder der keltische Rand überhaupt nicht vertreten), noch ging es uns darum, möglichst viele Quellensorten aufzunehmen. Im Gegenteil: Gerade die klassischen Quellen der Forschung zur Gewalt im Mittelalter, Rechtssetzungen und Urkunden, fehlen fast völlig bzw. werden nur subsidiär herangezogen. Dies ist zum Teil durch unsere Forschungsinteressen bedingt, zum Teil aber auch der Einsicht geschuldet, dass Rechtsquellen tendenziell zur – sprachlichen wie inhaltlichen – Einheitlichkeit neigen, während unsere Bevorzugung von (volkssprachlichen) erzählenden Quellen dem Bestreben, Pluralität darzustellen, eher entgegenkommt.

Die einzelnen Kapitel entstanden folgendermaßen: Ihren Redakteuren oblag die Redaktion, nicht aber die Abfassung der verschiedenen Beiträge. Diese entstammen vielmehr den Quellenkorpora der Forumsmitglieder, wurden von diesen ausgewählt, übersetzt und durch Einleitung und Kommentar kontextualisiert. Das Anliegen ist es, einem heterogenen mediävistischen Publikum gerade auch zu solchen Fundstellen einen nachvollziehbaren und verwertbaren Zugriff zu bieten, mit denen die Nutzer und Nutzerinnen wenig vertraut sind, ja von deren Existenz sie vielleicht nicht einmal wissen. Die bewusst knapp gehaltenen Literaturhinweise verstehen sich vor allem als Verständnishilfe; sprachlich und pragmatisch leicht greifbaren Titeln wird im Zweifelsfall der Vorzug gegeben vor vielleicht grundlegenden, aber schwer zugänglichen Werken.

Dasselbe Prinzip bestimmt die redaktionelle Entscheidung, durchweg auf der Zweisprachigkeit der Quellen zu bestehen: Mediävistisches Arbeiten allein an Übersetzungen ist im Grunde unmöglich, und auch mangelnde Schulung in bestimmten, weniger verbreiteten Quellensprachen enthebt nicht der Aufgabe, sich wenigstens im Rahmen des Möglichen mit den sprachlichen Besonderheiten des Originals auseinanderzusetzen. Doch sind den Möglichkeiten zum Erwerb von Quellensprachen andererseits gewisse Grenzen gesetzt – ein Umstand, der manchen Mediävist/innen ganz gelegen kommt, wenn es darum geht, Sinn und Notwendigkeit vergleichender, gar transkultureller europäischer Geschichte in Zweifel zu ziehen. Das Bestreben, die sprachliche Barriere so niedrig wie möglich zu hängen, veranlasste uns, unüblicherweise sämtliche in nichtlateinischen Alphabeten geschriebene Quellen zu transliterieren (gegebenenfalls zu transkribieren), damit die Begegnung mit dem Original – etwa die Beobachtung eines bestimmten Schlüsselbegriffs – nicht noch zusätzlich durch die Hürde der fremden Schrift verschärft wird.¹⁷ Entsprechend sind Texte in lateineuropäischen Volkssprachen weitgehend ‚normalisiert‘, das heißt einem orthografischen Standard angepasst. Wissenschaftlichen Ansprüchen mag diese Darreichungsweise nicht genügen, doch ist unser Anliegen nicht, zitierfähigen Quelleneditionen eine bescheidene Konkurrenz zu liefern, sondern einer mediävistischen Öffentlichkeit den Zugang zu Quellen zu erleichtern, die wenigstens in der Forschungspraxis oft verschlossen erscheinen.

Damit verbindet sich der Wunsch, das Nicht-Können als Rechtfertigung des Nicht-Wollens einer gesamteuropäischen Mediävistik in seiner argumentativen Kraft ein wenig zu schwächen. Der Methode des historischen Vergleichs ist verschiedentlich vorgehalten worden, sie sei dann unüberzeugend, wenn der Vergleich zum einen auf einem dem/r jeweiligen Wissenschaftler/in wohlbekanntem Gebiet beruhe, sich zum anderen

17 Das Prinzip wurde im Dienste transdisziplinärer Verständigung schon verschiedentlich angewandt (vgl. etwa *Høybye*, Schlüssel [1971]). Im Übrigen hat diese „Methode, auf leichte Weise das Arabische kennenzulernen“ (so der Titel eines kurz nach der Eroberung des Nasridenreiches erschienenen Glossars in „kastilischen Buchstaben“ des *Pedro Alcalá*, *Arte para ligeramente saber la lengua arauiga* [1505]), eine lange Tradition in einem Europa, das mit den Herausforderungen der Plurikulturalität umzugehen lernen muss.

aber auf Sichtung der Sekundärliteratur und die womöglich selektive Nutzung übersetzter Quellen stütze.¹⁸ Die Kritik besteht durchaus zu Recht. Eine genuin vergleichende Arbeit muss selbstverständlich in gleichmäßiger Weise quellengestützt sein und setzt die entsprechenden Sprach- und Quellenfertigkeiten voraus. Anders aber dürfte es sich mit vergleichender Perspektivierung verhalten. Es ist durchaus möglich und sicher wünschenswert, eine herkömmliche Untersuchung auf diese Weise zu erweitern. Dies erfordert die Bereitschaft und das Vermögen, sich auf das Unähnliche einzulassen, aber auch die praktische Möglichkeit, es kennen zu lernen.

Die Redakteur/innen der einzelnen Kapitel verantworten schließlich die Einleitung, in der sie die beigebrachten Fälle synthetisieren und insbesondere den interpretatorischen Mehrwert aufzeigen, der in der Konfrontation recht disparater Fundstellen entsteht. Ebensovienig wie in deren Fall zielt die Wahl der sieben Aspekte, unter denen wir uns der mittelalterlichen Gewalt nähern, auf Vollständigkeit ab; im Gegenteil sind wir uns bewusst, einige zentrale Fragen – etwa das Verhältnis von Gewalt und Herrschaft oder das große Thema des Friedens – ganz auszuklammern und andere naheliegende Felder, etwa die Kreuzzüge, nur inzidentell abzudecken. Auch hier war es der Reiz des Pluralen, über das wir verfügten, welcher die Wahl der Aspekte vor allem bestimmte. Unser Anliegen ist gewesen, die ungewöhnlichen Chancen, die die Arbeitsweise im Schwerpunktprogramm bietet, die Begegnung von sehr unterschiedlichen Kompetenzen mit der Gelegenheit zum Austausch nach Kräften zu nutzen.

Die Ambition geht aber ein bisschen weiter. Die Wissenschaften vom europäischen Mittelalter pflegen zumindest dort, wo sie nicht wie im Falle der Philologien ausdrücklich Partikularkulturen gewidmet sind, in mehr oder minder absichtsvoller Weise einige Teile Europas gewissermaßen für europäischer zu halten als andere. Wer über ein ausgewähltes Problem der Mediävistik schreibt und seine Belege alle im Gebiet des heutigen Deutschland, Frankreich und Benelux findet, sieht sich gewöhnlich nicht unter Rechtfertigungsdruck, wenn er das Ergebnis seiner Untersuchung unter den Titel ‚N. im Mittelalter‘ stellt; bezöge er sich unter selbem Titel ausschließlich auf Material aus Skandinavien oder dem Balkan, riskierte er den kritischen Hinweis, sein Buch hätte dem Umstand im Untertitel Rechnung tragen müssen.¹⁹ Die solchermaßen geübte stillschweigende Konstruktion zentraler und marginaler Wissenslandschaften ist ein großes Problem. ‚Kerneuropa‘ mag ein gutes Konzept für Gegenwart und Zukunft des Kontinents sein, für die Erforschung seiner Vergangenheit ist es – schon gar in einem Schwerpunktprogramm, das den Kulturen im pluralen Europa verpflichtet ist – eine Unmöglichkeit. Wir können dem nicht durch eine paritätische Vertretung aller Teile

18 Vgl. *Haupt/Kocka*, Vergleich (1996); *Kaelble*, Vergleich (1999), 105.

19 Beispielsweise sprechen *Braun/Herberichs*, Gewalt (2005), 26, von der Bedeutung des Adels für „die mittelalterliche Gesellschaft“ und den Status der Gewalt in ihr, obgleich es den von ihnen beschriebenen Adel nur in einigen Teilen Lateineuropas gegeben hat. Entsprechende Beispiele ließen sich beliebig vermehren; es ist hier allein aufgrund der thematischen Nähe angeführt.

des Kontinents entgegensteuern, weil wir sie nicht aufzuweisen haben. Wir können aber vom Einzelfall ausgehen und dessen Dignität gegenüber den allzu voreiligen Generalisierungen wahren, wobei es der Analyse und Interpretation der Fälle überlassen ist, Fragen der Zentralität und Marginalität zu beantworten; wir wollen selbstverständlich auch nicht umgekehrt die Egalität des Disparaten zum Prinzip erheben. Aber die Frage nach der Zentralität einiger und nach der Marginalität anderer Erscheinungen innerhalb unseres Bildes vom europäischen Mittelalter muss dem Studium der Erscheinungen nachgeordnet sein und nicht ihre Auswahl bereits regieren.

An den Anfang unserer Darstellung haben wir einige Erörterungen zur Bedeutung der Gewalt für Integrations- und Desintegrationsprozesse gestellt, die unter anderem auf einen der ‚Gründungsakte‘ des mittelalterlichen Europa, den Fall von Rom 410, verweisen und die die Frage ansprechen, ob die Gewalt nicht in aller Regel ein zentrales Movens für Desintegrationen, aber auch Integrationen ist. Gegenüber einer aus modernen Diskursen schöpfenden Begriffsbestimmung geben wir einer Erörterung mittelalterlicher Theorie und Norm der Gewalt den Vorzug. An eine Darstellung der verschiedenen Weisen, Gewalt vermittels des vielleicht prägnantesten semantischen Systems von allen – den Personennamen – zum Ausdruck zu bringen, schließt sich unter dem Titel ‚Gewalt und Disput‘ ein Überblick über die Versuche an, mit kulturellen Mitteln den Gebrauch von Gewalt aporetisch zu machen. Über Gewaltakte und -rede geführte Verhandlungen der Geschlechterordnung sowie die Figurationen des Helden sind zwei Felder, an denen die sozial und mental integrative und desintegrative Potenz rhetorischer Gewalt – hier mit einem besonderen Akzent auf ‚marginalen‘ Kulturräumen – verständlich wird. Schließlich muss sich eine Arbeit, die weithin unter der Prämisse einer gewissen (wenn auch sehr unterschiedlich verfassten) Regelhaftigkeit der Gewalt steht, mit der Ausnahme, den Gewalthöhepunkten, vielleicht der Dysfunktionalität von Gewalt als sozialem System auseinandersetzen. Sollten wir mit diesen Darlegungen die wissenschaftliche Debatte wenigstens um einige Akzente ergänzen können, wäre unser Ziel erreicht.

Jan Rüdiger